

Dieter B. Scholz SJ

Flüchtlinge und Menschenrechte

Vor einigen Monaten wurde ein Jesuit, der seit 1980 in einem der größten Flüchtlingslager Asiens arbeitet, von einer Organisation der Vereinten Nationen zum Sicherheitsbeauftragten für ein Gebiet ernannt, in dem er für das Leben von nahezu 300 000 Flüchtlingen verantwortlich ist. Die Vertriebenen leben in Lagern, die sich kettengliedartig entlang der internationalen Grenze zwischen zwei in gespannten Beziehungen koexistierenden Ländern Indochinas hinziehen. Von Zeit zu Zeit finden in diesem Grenzgebiet militärische Übergriffe statt, häufig mit schweren Verlusten unter den Flüchtlingen. Am Weihnachtstag 1984 geriet das Lager, in dem Bruder Arthur (wie ich ihn hier nennen will) eine Klinik für Tuberkulosekranke leitete, unter direkten Beschuß und wurde völlig zerstört. Bei der Wahl des Terrains für den Wiederaufbau des Lagers blieb die Sicherheit der Flüchtlinge offensichtlich unberücksichtigt. Das neue Lager erhielt einen anderen Namen und wurde jenseits der Grenze, wiederum keine 1000 Meter innerhalb des Landes, wiederaufgebaut. Nach wie vor geraten die Flüchtlinge unter Beschuß. Wer das alte Lager kannte und das neue Lager besucht, wird den Eindruck nicht los, daß hier 300 000 Menschen als Schußfang in einem militärischen Niemandsland angesiedelt werden.

Eines Tages wurde Bruder Arthur von Angehörigen einer paramilitärischen Sondereinheit, die zum Schutz der Flüchtlinge in den Lagern stationiert war, verhaftet. Die Soldaten fuhren ihn in einen nahegelegenen Wald. Dort schlugen sie ihn nieder, traten ihn mit ihren schweren Militärstiefeln und mißhandelten ihn mit Gewehrkolben. Seine Kollegen erzählten mir später, daß Bruder Arthur wahrscheinlich umgebracht worden wäre, hätte er nicht im letzten Augenblick über sein Radio einen Notruf aussenden können, der eine UN-Patrouille alarmierte und zum Eingreifen veranlaßte.

Offenbar hatte Bruder Arthur die Soldaten dadurch verärgert, daß er den Beschwerden der Flüchtlinge nachgegangen war und die nachweislichen Fälle von Mißhandlung, Vergewaltigung, Raub und Mord seinen Vorgesetzten gemeldet hatte. Diese Überfälle durch Angehörige der Kommandoeinheit fanden zwischen 4 Uhr nachmittags und 8 Uhr früh statt, wenn die Mitarbeiter der internationalen Hilfsorganisationen, einschließlich des Roten Kreuzes, die Lager verlassen mußten: zu ihrem persönlichen Schutz, erklärten die Militärbehörden; damit sie nicht sehen, was hier in den Lagern nachts geschieht, sagten die Flüchtlinge.

Bruder Arthur erholte sich und schreibt nun weiter die monatlichen Sicher-

heitsberichte für das Regionalbüro seiner UN-Organisation. Doch verzichtet er jetzt auf sein Gehalt am Monatsende. „Abgesehen davon, daß mein Lebensstil einfach ist“, schrieb er an seinen Vorgesetzten, „und ich das Geld nicht brauche – ich lebe bei einer Bauernfamilie in einem kleinen Dorf nahe der Grenze und arbeite an meinen freien Tagen in den Reisfeldern mit –, ist mir unwohl bei dem Gedanken, Geld anzunehmen für eine Arbeit, die selbst bei guter Absicht und hartem Einsatz nahezu unmöglich zu leisten ist: den Flüchtlingen in diesem Grenzgebiet auch nur eine Spur von Sicherheit und Schutz zu garantieren.“

Etwa 180 Freiwillige arbeiten beim Jesuit Refugee Service (JRS) in Afrika, Mittelamerika und Asien mit, überwiegend Ordensfrauen und Ordensmänner, seit einigen Jahren auch jüngere Laien. Alle berichten von zunehmenden Menschenrechtsverletzungen in ihren Lagern. Die internationalen Flüchtlingsorganisationen haben Schwierigkeiten, mit diesem relativ neuen Phänomen fertig zu werden.

In der Erfahrung des JRS stehen unter den zahlreichen Problemen des Flüchtlings unserer Zeit die Menschenrechtsverletzungen an erster Stelle. Die letzten Jahre haben gezeigt, daß unabhängige Gruppen wie der JRS bisweilen, durchaus nicht immer, in schwierigen Situationen vermitteln oder helfen können, in denen internationalen Regierungsorganisationen die Hände gebunden sind, weil sie politisch und finanziell von Interessengruppen abhängen, die dem Menschen auf der Flucht nicht – oder nicht mehr – freundlich gesinnt sind. Der Extremfall eines solchen Interessenkonflikts in einem Krisengebiet in Afrika: Der kleine Flugplatz in unwegsamem Bergland hatte zwei parallele Startbahnen. Drei Tage lang konnte ich beobachten, wie im 40-Minuten-Takt auf der einen Bahn – nicht ohne Risiko für Besatzung und Maschinen – mit Nahrungsmitteln, Medizin und Decken schwerbeladene Herkules-Transporter westlicher Hilfsorganisationen landeten. Im gleichen Takt hoben von der weniger als 200 Meter entfernten Parallelbahn mit Raketen und Napalmbomben bestückte russische Kampfhubschrauber ab, die nach etwa 30 Minuten ohne Waffen zurückkehrten. Beide Einsätze galten derselben Bevölkerung.

Die Situation in Asien

Bei einem Besuch der Flüchtlingslager in Asien im Mai und Juni 1988 fielen mir die Unfreundlichkeit und bisweilen sogar Feindseligkeit auf, denen indochinesische Flüchtlinge heute begegnen, verglichen etwa mit der herzlichen Aufnahme und großzügigen Hilfe noch vor wenigen Jahren. Vor ungefähr 18 Monaten setzte eine neue Fluchtwelle aus Vietnam ein, die bis heute andauert. Ich sprach mit neuangekommenen Bootflüchtlings in 13 Lagern in Hongkong, den Philippinen, Indonesien, Malaysia und Thailand. Sie berichteten, wie sie von Küstenwachschiffen am Landen gehindert und wieder aufs offene Meer abgeschleppt

wurden. Sie beschrieben die Überfälle von Piraten auf ihre Boote, deren sadistische Grausamkeit überlebende Flüchtlinge noch Monate nach ihrer Ankunft in den Lagern an den Rand des Selbstmords trieb. In einem Lagerkrankenhaus berichtete eine Frau mit Schußwunden im Oberschenkel, wie ihr Boot von der Küstenwache des Landes, in dem sie und die anderen Insassen Zuflucht suchten, beschossen wurde. Ihr Mann sei bei dem Angriff ums Leben gekommen.

Nach Ansicht von Fachleuten in Asien ist das von westlichen Regierungen über den Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen finanzierte Programm zur Bekämpfung der Piraten im Golf von Thailand seit Beginn des vergangenen Jahres so gut wie zusammengebrochen. Mitarbeiter ausländischer Organisationen in den Lagern fürchten sogar, daß die vom Flüchtlingskommissar zum Schutz gegen die Piraten zur Verfügung gestellten Schnellboote mißbraucht werden, um Flüchtlinge wieder auf die offene See zu zwingen. Piraten, mit Messern, Äxten, Brechstangen und mitunter Gewehren bewaffnet, greifen häufig gerade die Flüchtlingsboote an, die von den Autoritäten am Landen gehindert wurden.

In einem Brief an die Bangkok Post vom 11. Februar 1988 warnte der frühere Außenminister von Thailand, Thanat Khoman, den Hohen Flüchtlingskommissar davor, sein Schutzmandat weiter auszuüben und drohte, Angehörige dieser Organisation „könnten ausgewiesen werden, da sie gegen die Interessen des Gastlandes verstießen“.

In fast allen Ländern Asiens, in denen die Flüchtlinge nach Verlassen ihrer Heimat erste Zuflucht suchen, bis sie in ein Drittland umsiedeln können, sind die Aufnahmebedingungen unfreundlich geworden. Jedes Land hat seine eigenen Abschreckungsmaßnahmen entwickelt: Unter unwürdigen Bedingungen werden Menschen absichtlich und nicht notgedrungen auf engstem Raum zusammengepfercht; Flüchtlingslager werden in Gefängnisse umfunktioniert, und Strafvollzugsbeamte behandeln die Flüchtlinge wie überführte Kriminelle; den Flüchtlingen werden die elementaren Menschenrechte aberkannt, und Mißhandlung, Raub, Vergewaltigung und Totschlag werden, wenn überhaupt, nur pro forma geahndet; nicht selten lassen die Autoritäten derartige Überfälle als Teil ihrer Abschreckungspolitik stillschweigend zu; dem Personal westlicher Botschaften, die mit den Flüchtlingen über die Möglichkeit der Ausreise in ein Drittland sprechen wollen, werden Lagerbesuche untersagt; in einer großangelegten Aktion wird die Post an Flüchtlinge abgefangen, Briefe werden geöffnet, Geld von Angehörigen oder Freunden wird gestohlen, Schecks werden über die Militärbank eingelöst. Während meiner Besuche in den Lagern konnte ich mit den Betroffenen sprechen, die auch sagten, daß die meisten nächtlichen Angriffe, wenn kein ausländisches Personal anwesend ist, aus Furcht vor weiteren Vergeltungsakten nie bekannt werden.

Im gleichen Maß, in dem die Chancen der Flüchtlinge, von Drittländern aufgenommen zu werden, abnehmen, verlängert sich die Zeit ihres Lageraufenthalts. In

den „geschlossenen Lagern“ in Hongkong waren die Folgen besonders deutlich spürbar bei jungen Erwachsenen, die sechs oder sieben Jahre zuvor als Jugendliche in die Lager gekommen waren. Dabei hatten die meisten auch jetzt noch keine Aussicht, von einem Drittland aufgenommen zu werden, um dort ein neues Leben aufbauen zu können. Mehrere junge Männer aus Vietnam, mit denen ich sprach, hatten nach jahrelangem Aufenthalt in diesen Lagern ein pathologisches Schuldgefühl entwickelt.

In einigen Lagern war ich beeindruckt von dem unverwüstlichen Mut, mit dem die Flüchtlinge mit einer nahezu hoffnungslosen Situation fertig zu werden suchten. Mit unermüdlicher Energie bauten die vietnamesischen Katholiken im Lager eine sehr aktive Pfarrei auf. Mit Phantasie und Sinn für sakrale Kunst gestalteten sie ihre Lagerkapellen und mit viel technischem Geschick bastelten sie aus einigen Stücken Draht, einer alten Autobatterie und ausrangierten Radioteilen eine eindrucksvolle Lautsprecheranlage zusammen, da die Kirche für die zahlreichen Gläubigen beim täglichen Gottesdienst viel zu klein war. Mit Hilfe eines komplizierten Umlötverfahrens verschiedener Kontakte in der Sakristei und einer Tonbandkassette luden am Sonntagmorgen von einem Lautsprecher auf dem Dach der Lagerkapelle die Glocken zum Gebet und zum Gottesdienst ein.

Am eindrucksvollsten war der Erfolg der Jugendbewegungen in den Lagern. Besonders die Pfadfindergruppen halfen den jungen Flüchtlingen, mit dem Streß und den negativen Einflüssen des Lagerlebens fertig zu werden. Sehr früh am Sonntagmorgen beobachtete ich die Wölflinge beim Aufbruch zu einer stillen Ecke auf der anderen Seite des Lagers, wo sie ihr Lagerfeuer anzündeten, Lieder sangen und spielten und ihre Sonntagsmahlzeit abkochten.

Vor etwa zehn Jahren, als die ersten Indochinaflüchtlinge aus Laos, Vietnam und Kambodscha aufbrachen, standen vor allem ihre physischen Bedürfnisse im Vordergrund: Nahrungsmittel, ärztliche Versorgung und Unterkunft. Da die meisten Flüchtlingslager damals noch nicht existierten, gab es viel Durcheinander und Not. Heute leben die Menschen in einem akuten seelischen und sozialen Notstand: die Khmer-Flüchtlinge entlang der thai-kambodschanischen Grenze, deren Traditionen, Religion und Sozialstrukturen von der mafiaähnlichen Subkultur der riesigen Lager – Site 2 hat fast 170 000 Einwohner – zersetzt sind; die Kinder, die im Lager geboren wurden und nie einen Fluß oder ein Reisfeld gesehen haben, die Gemüse, Reis und Wasser nur von den Lastwagen der United Nations Border Relief Operation kennen, die das zum Überleben Notwendige täglich ins Lager bringen; die Vietnamesen, die acht Jahre in „geschlossenen Lagern“ gegessen haben; die Jugendlichen, die ohne Angehörige auf die Flucht geschickt wurden, weil das Geld für zwei Plätze auf dem Boot nicht reichte (der Bootflüchtling muß 2000 US-Dollar in bar aufbringen); die Frauen, die Piraten in die Hände fielen; die Opfer der Gewaltverbrechen in den Lagern; die Kriegsverletzten und Behinderten, die in jedem Lager zur Stammbevölkerung gehören, weil

kein Land sie aufnimmt. Vor allem für diese Bedürftigsten unter den Vertriebenen rief Pater Pedro Arrupe vor sieben Jahren den Flüchtlingsdienst der Gesellschaft Jesu ins Leben.

Die Rolle der internationalen Hilfsorganisationen

In fast allen Lagern traf ich auch Beamte des Hohen Flüchtlingskommissariats der Vereinten Nationen, engagierte und kompetente Frauen und Männer. Einige kannte ich bereits von meiner Tätigkeit in Afrika. Mir fiel auf, daß sie in informellen Gesprächen außerhalb der Dienststunden oder bei Rundgängen durch die Lager offener und deutlicher als bei Verhandlungen in ihren Büros über die Zustände in den Lagern sprachen, auch über ihre eigenen Schwierigkeiten, die Flüchtlinge adäquat zu schützen und ihnen die Weiterreise in Drittländer zu vermitteln.

Ein Kollege vom Flüchtlingskommissariat meinte bei einem nächtlichen Gespräch in der thai-kambodschanischen Grenzstadt Aranyaprathet, die christlichen Kirchen und ungebundene Organisationen wie der Jesuit Refugee Service könnten auf diesen beiden Gebieten heute manchmal mehr erreichen als die großen internationalen Werke.

Warum? Vor einem Jahr berichtete die britische Presse, das Büro des Hohen Flüchtlingskommissars in Genf habe eine vollständige Ausgabe des ausgezeichneten monatlichen Magazins „Refugees“ einstampfen lassen (138 000 Exemplare im Wert von über 80 000 DM). Es hieß, die Ausgabe habe einen kritischen Artikel über die Behandlung von Asylsuchenden in der Bundesrepublik Deutschland enthalten, die etwa 10 Prozent des Jahreshaushalts des Flüchtlingskommissariats beisteuert.

Dieser Eingriff, der den international angesehenen Leiter der Presseabteilung des Flüchtlingskommissariats, Roland-Pierre Paringaux, veranlaßte, seine Stellung zu kündigen, zeigt das Dilemma, in dem der Hohe Flüchtlingskommissar und andere politisch oder finanziell gebundene internationale Organisationen sich heute befinden. Ein Grund, warum es für den Hohen Flüchtlingskommissar immer schwieriger wird, sein Schutzmandat in den Lagern effektiv auszuüben und Flüchtlinge in Drittländer umzusiedeln, ist die mangelnde Unterstützung seitens der Regierungen, die dem Kommissar ursprünglich dieses Mandat erteilten.

Man darf fragen, an wen sich heute in der Bundesrepublik ein mit Zwangsabschiebung bedrohter und bei der Rückkehr in seine Heimat gefährdeter Asylsuchender in der Hoffnung auf effektiven Schutz wenden kann. Es ist bekannt, daß Flüchtlinge aus Deutschland mitunter in ein ungewisses Schicksal deportiert wurden.

In diesem Zusammenhang versuchte mein Freund vom Hohen Flüchtlings-

kommissariat in Aranyaprathet die Kirchen und die ungebundenen Flüchtlingsorganisationen zu ermutigen, sich noch stärker auf dem Gebiet der Protektion und der Umsiedlung der Flüchtlinge in Drittländer zu engagieren.

Die „Festung“ Europa

Wie der Zwischenfall vom eingestampften Magazin „Refugees“ zeigt, besteht Grund zur Besorgnis nicht nur über die Behandlung der Flüchtlinge in den Lagern in Asien, Afrika und Mittelamerika. Eine Konferenz von 24 Koordinatoren des Jesuit Refugee Service, die zwölf westeuropäische Länder vertraten, nahm kürzlich mit „Bedauern und Sorge die sich ständig weiter verhärtenden Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen gegen Asylsuchende in allen westeuropäischen Ländern“ zur Kenntnis. „Wir sind bestürzt darüber“, hieß es in dem Schluskkommuniqué, „daß diese Länder kollaborieren in der Absicht, ihre Grenzen nach außen weiter abzuschotten, während in Vorbereitung auf den Gemeinsamen Markt die Grenzen innerhalb Europas abgebaut werden.“

Zwei diametral entgegengesetzte Vorstellungen eines zukünftigen Europas stehen sich hier gegenüber: das Europa der Menschenrechte, wie es sich vor allem im Vetter-Bericht des Europäischen Parlaments darstellt; und die „Festung“ Europa, die, besorgt um ihre Eigeninteressen, ihren Blick nach innen kehrt, wie es bei den geheimen Absprachen der Trevi-Gruppe der Innenminister offenbar geschieht. Eine gerechte europäische Flüchtlingspolitik, sagten die 24 Jesuiten, muß sich der übergreifenden Frage nach dem Platz der Armen stellen. „Der gegenwärtige Trend deutet auf die Entstehung einer doppelten, gespaltenen Gesellschaft hin, für die Reichen und für die Armen. Ähnliches gilt für die Beziehungen zwischen Europa und der Dritten Welt und die derzeit einseitig zugunsten der Industrieländer gelagerten Weltwirtschaftsstrukturen. Diese Fragenkomplexe stecken den Rahmen ab, innerhalb dessen wir uns den Ursachen zuwenden müssen, warum Menschen sich heute gezwungen fühlen, ihre Heimat zu verlassen.“

Angeichts der Tendenz, die äußeren Grenzen Europas abzuriegeln und die Menschen von unseren Ländern fernzuhalten, die bei uns Schutz und Freiheit suchen, haben die Kirchen eine entscheidende Rolle zu spielen. In einer Zeit, in der es in bestimmten Kreisen politischer Usus ist, Flüchtlinge mit Terroristen und Verbrechern in Zusammenhang zu bringen, erinnern die Kirchen zu Recht daran, daß viele Bürger unseres Landes vor nicht allzu langer Zeit selbst Flüchtlinge waren und wissen, wie sehr ein Mensch, der ohne Schuld sein Land verlassen muß, auf die Hilfe derer angewiesen ist, denen es besser geht. Durch ihre zahlreichen karitativen Aktionen in den Flüchtlingskrisengebieten der Dritten Welt stellen die Kirchen uns immer wieder die materielle und seelische Not der Menschen ohne Heimat vor Augen.

Innerhalb dieses Aufgabenbereichs haben die Ordensleute eine besondere Verantwortung. Als Missionare arbeiten sie in den Ländern, aus denen Menschen fliehen, sie kennen die Nachbarländer, in denen die Vertriebenen erste Zuflucht suchen, und sie kommen ursprünglich aus Europa, den Vereinigten Staaten, Kanada oder Australien, wo die Flüchtlinge hoffen, Schutz zu finden und ein neues Leben aufbauen zu können. Die Missionsorden wissen, warum Menschen ihre Heimat verlassen, und sie können ihnen bei der Eingliederung in ein neues Land helfen. Der universale Charakter der Kirche und die internationale Erfahrung der Ordensgemeinschaften – oder, anders gesagt, unsere Pflicht als Christen, den Fremdling wie unseren Bruder aufzunehmen – fordern, daß wir uns an der öffentlichen Diskussion um die Flüchtlingsfrage beteiligen, daß wir diesbezügliche politische Entscheidungen mitbeeinflussen und über die Grenzen unserer konkreten Gemeinschaften hinaus neue Formen der Zusammenarbeit zwischen den Orden entwickeln, die, wenn auch in bescheidenem Maß, dazu beitragen, daß die „Festung“ Europa in den kommenden Jahren ihre Zugbrücken über den Graben, der sie vom Rest der Welt trennt, nicht vollends hochzieht.

Wer ist Flüchtling?

In jedem Flüchtlingslager in Asien, das ich besuchte, stellte ich die Frage, warum über ein Jahrzehnt nach Beendigung des Indochinakriegs immer noch Menschen gezwungen sind, ihr Land zu verlassen. Jeder Flüchtling hatte seine persönliche, tragische Lebensgeschichte zu erzählen. Ich spürte, daß alle eigentlich antworten wollten, es aber aus Höflichkeit unterließen: „Wie kann ich Dir erklären, wie es in meinem Land wirklich zugeht?“ Ein junger Vietnameser, der seit 1982 in einem „geschlossenen Lager“ in Hongkong lebt und an dem diese sechs Jahre Gefängnisleben tiefe seelische und physische Spuren zurückgelassen haben, sagte: „Hier bin ich wenigstens frei.“ Ich habe nicht weiter nachgefragt und über diese Antwort lange nachgedacht. Oft, wenn Flüchtlinge versuchten zu erklären, warum sie ihre Heimat verlassen hatten, schien mir, sie bemühten sich, den Kriterien irgendeiner vorgedruckten, offiziellen Definition gerecht zu werden, anstatt einfach zu erzählen, was sie bewog, die tödlichen Gefahren einer Flucht auf hoher See oder durch die Minenfelder der Grenzprovinzen Kambodschas auf sich zu nehmen. (Fachleute schätzen, daß von etwa einer Million Menschen, die seit 1978 Vietnam verlassen haben, mehr als 100 000 im Meer umgekommen sind. Und in den Lagern entlang der thai-kambodschanischen Grenze führt der Jesuit Refugee Service sechs technische Schulen nur für junge Männer, die durch Minenexplosionen verstümmelt wurden.)

Den letzten Abend meiner Reise verbrachte ich im Krankenhaus von Pulau Bidong, einer Flüchtlingsinsel vor der malaysischen Küste, die bis vor kurzem über-

wiegend Jugendliche und Kinder ohne Angehörige aufnahm. An jenem Tag war ein Boot mit 70 Vietnamesen angekommen, meistens junge Ehepaare mit Kleinkindern. Auf dem Gang durch die überfüllten Krankensäle erklärte die Ärztin, daß fast alle erwachsenen Neuankömmlinge an Tuberkulose und die Kinder an Kwashiorkor und Marasmus litten. Sie meinte, diese Erkrankungen könnten unmöglich durch die Entbehrungen der fünftägigen Bootsreise verursacht worden sein; diese Menschen mußten in Vietnam monatelang in akuter Hungersnot gelebt haben. Aus anderen Quellen wurde im vergangenen Jahr bekannt, daß die Bevölkerung Nordvietnams schwer unter den Folgen einer Dürre und der jahrelangen Mißwirtschaft der Regierung in Hanoi litt. Ich hatte nicht den Mut, die wandelnden Skelette im Lagerhospital von Pulau Bidong nach den Gründen ihrer Flucht zu fragen, nachdem ich kurz zuvor in Hongkong Zeuge wurde, wie eine andere Gruppe aus der gleichen Gegend Vietnams, ebenso ausgemergelt und krank, als „Wirtschaftsflüchtlinge“ abgeschoben wurde.

Menschen, die Risiken auf sich nehmen wie diese Vietnamesen oder wie die Kambodschaner, müssen gute Gründe für ihre Flucht haben, auch wenn wir diese Gründe nicht kennen. Es ist bedauerlich, daß weithin mit starren und der politischen Wirklichkeit unserer Tage nicht mehr entsprechenden Kriterien gearbeitet wird, wenn zu entscheiden ist, wer Anspruch auf Flüchtlingsstatus hat und wer nicht. Das ist wohl auch ein Grund, warum viele wirklich Verfolgte verunsichert sind und sich nicht mehr trauen, uns ihre wahre Lebensgeschichte zu erzählen.

Die Lebensgeschichten der Flüchtlinge, wie wir sie in unserer Arbeit in den Lagern in Afrika, Mittelamerika und Asien täglich erleben, laden uns ein, unser herkömmliches Verständnis des Flüchtlings neu zu überdenken. Häufig sehen wir zuerst, und manchmal nur, die vermeintliche wirtschaftliche und soziale Belastung für unser eigenes Land. Das „Flüchtlingsproblem“ wird zu einem Problem, das Flüchtlinge *uns* verursachen. Dabei übersehen wir, daß die Probleme der *Flüchtlinge* von einer Welt verursacht sind, für die wir alle Mitverantwortung tragen. Mancher Flüchtling wäre dankbar, wenn er unsere Probleme hätte. Flüchtlinge können und wollen ihren Beitrag zum Wohl des Gastlandes beitragen. „Ein Bündel Gepäck ist nicht alles, was ein Flüchtling in seine neue Heimat mitbringt. Einstein war Flüchtling“, erinnert uns ein Plakat des Hohen Flüchtlingskommissars. Die Flüchtlinge unserer Tage bieten uns die Chance, neue Formen menschlicher Solidarität und Gemeinschaft zu erproben, die die herkömmlichen Volks- und Staatsgrenzen, die wirtschaftlichen Klassenunterschiede und sozialen Trennungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Hautfarben überwinden. Die Flüchtlinge laden uns ein, sie auf ihrer Suche nach einer neuen Heimat zu begleiten, menschlich und pastoral, mit politischer wie theologischer Reflexion über die Ursachen ihrer Flucht. Ob in den Lagern der Dritten Welt oder hier in Europa, wer mit Flüchtlingen an einer neuen Zukunft aus den Trümmern ihrer zerstörten Vergangenheit arbeitet, kann viel über sich selbst lernen.